

zwischen *civil society*, *uncivil society* und *traditional society* unterscheidet und nach Momenten des Widerstands, aber auch nach Gründen für Gewaltausbrüche fragt. Weniger überzeugend ist sein Festhalten am Terminus der „Nation“, der auf nicht explizierte Weise von Staatlichkeit abgespalten wird. Die staatliche Perspektive nationaler Befreiungsbewegungen erscheint so geradezu als Verrat an der unklar hypostasierten „Nation“.

Ebenso wenig kann Neocosmos' letztlich liquidatorische Behandlung der Problematik der Menschenrechte überzeugen. Deren Ambivalenzen sind vielfach aufgezeigt worden. Doch fragt sich, ob es genügt, etwa im Hinblick auf Züge von afrikanischen Gewohnheitsrechten einfach geltend zu machen, Menschenrechte seien vom Westen oder vom Neoliberalismus aufgezwungen. Neocosmos selbst betont, dass die Bekämpfung der weiblichen Genitalverstümmelung zwar nicht von westlichen NGOs, sehr wohl aber von Frauen der betroffenen Gesellschaften ausgehen müsse; damit impliziert er selbst eine Wertsetzung gegen diese Praktiken. Letztlich wird diese Problematik nicht adäquat zu diskutieren sein, ohne die vielen *black boxes* zu öffnen, die auch Neocosmos nicht antastet – sowohl die gesellschaftlichen Kämpfe um Menschenrechte im Westen, wo sie nicht von oben herabgeregnet sind, als auch ganz ähnliche Kämpfe in vielen Teilen des Globalen Südens, wie sie aktuell in Südafrika im Nachgang des Massakers von Marikana 2012 unter anderem von der *Khulumani Support Group* geführt werden, die Neocosmos völlig ignoriert.

Neocosmos' offenkundig als *opus magnum* konzipiertes Buch kann in einer Rezension nicht erschöpfend behandelt werden und enthält zahlreiche, hier auch als Defizite angesprochene Provokationen zu ins Einzelne gehenden Debatten. Der Autor hat in vielerlei Hinsicht ein Resümee seiner über die letzten drei Jahrzehnte hinweg entstandenen Arbeiten vorgelegt, das wichtige Zugänge insbesondere zu den Kämpfen gegen Apartheid und den Auseinandersetzungen seit 1994 eröffnet, freilich auch viele Fragen offen lässt. Deren Beantwortung wird weitere Anstrengung und Gelehrsamkeit, vor allem aber – und hier ist Neocosmos emphatisch zuzustimmen – weiterer gesellschaftlicher Kämpfe bedürfen.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v38i2.17>

Erik S. Reinert, Jayati Ghosh & Rainer Kattel (Hg.):
Handbook of Alternative Theories of Development.
Northampton, US-MA: Edward Elgar 2016, 812 Seiten

Das vorliegende Handbuch präsentiert in seinem Kern einen weitgehend geschlossenen Komplex theoretischer Zugänge, die sich explizit und grundlegend vom neoklassischen *mainstream* unterscheiden. In unterschiedlichen Formen – als unmittelbare Beiträge oder als Skizzen herausragender Ansätze und Theoretiker – wird diese Perspektive noch erheblich ausgeweitet. Es handelt sich um alternative Entwicklungstheorien im genauen Sinn: Nicht das übergreifende Paradigma „Entwicklung“ wird zum Problem gemacht, sondern die Wege dahin. Die Zielsetzung bleibt umrissen mit wirtschaftlichem Wachstum und nachholender Industrialisierung; ökologische

Perspektiven treten zurück angesichts einer Betonung des Zusammenhangs von Innovation und der damit verknüpften Chancen auf steigende Erträge. Dies steht im Kontext einer entschiedenen Kritik an neoklassischen Gleichgewichtsmodellen und in der Betonung einer makroökonomischen Perspektive gegenüber den im *mainstream* vorherrschenden mikroökonomischen Ansätzen, die sich politisch in Neoliberalismus übersetzen. Beachtenswert ist das Bestreben, die Thematik aus einer ernsthaft globalen Perspektive zu präsentieren. Das gilt nicht allein für die Beiträge, die Entwicklungsdenken aus unterschiedlichen Weltregionen präsentieren, sondern auch für die Autor*innen der Texte, die solche regionalen Perspektiven referieren und durchweg auch aus diesen Regionen stammen. Dabei, so die Herausgebenden in ihrer Einleitung, gelte es, makroökonomische Perspektiven ebenso wie historische Forschung und Wissen gegenüber dem „durch den Diskurs der Armutsbekämpfung hervorgerufenen Modergeruch“ in ihr Recht zu setzen, „den Entwicklungsprozess als einen evolutionären“ aufzufassen, einen Prozess mit „fortwährender Wechselwirkung unterschiedlicher Kräfte“ nicht zuletzt von „Klasseninteressen“ und nicht etwa im Sinne der Pfadabhängigkeit (xxix). Freilich wird – dies ist vorwegzunehmen – die globale Perspektive nicht im Hinblick auf den analytischen Rahmen eingelöst, der fast durchgängig und offenkundig aus systematischen Gründen einem methodologischen Nationalismus verpflichtet bleibt.

Der Band enthält einen Kern von richtungweisenden Beiträgen, die klar eine Alternative zum *mainstream* umreißen. Dabei geht es um eine eindeutig west- und südeuropäische ideengeschichtliche Tradition, die bis in die Renaissance zurückreicht, wie *Erik S. Reinert* zeigt. Zu diesem hier beanspruchten Erbe gehören auch die Kameralistik sowie insbesondere Friedrich List und, wie *Sophus A. Reinert* in seiner Analyse des ökonomischen Nacheifers im Rahmen internationalen Handels meint, auch ein an Carl Schmitt orientiertes Verständnis des Politischen, dessen aleatorische Grausamkeit wir offenbar außerstande sind zu überschreiten (56). Damit sind grundlegende Argumentationslinien wie die zentrale Rolle des Staates und der Staatenkonkurrenz und damit auch der Politik angegeben, die bereits aus der Sicht der deutschen Kameralistik von *Erik S. Reinert & Philipp R. Rössner* als holistische Sicht gegenüber der „angelsächsischen Ökonomie“ geltend gemacht wird (67). Reinert & Rössner verfolgen die Linie des „deutschen Pragmatismus“ über Stationen wie den *Verein für Socialpolitik* bis in die Gegenwart als erfolgreiche Doktrin der Industrialisierung (83). In ähnlicher Weise führt *Wolfgang Drechsler* neben List – dem *Arno Mon Daastel* einen eigenen Beitrag widmet – den Kathedersozialismus ins Feld, der durch den Entwurf einer effektiven Sozialpolitik letztlich zur sozialen Marktwirtschaft geführt habe. Bei allen offenkundigen Unterschieden passt dazu, wenn *Ting Xu* in ihrem Abriss des chinesischen Entwicklungsdenkens auf „Staatskunst“ abhebt (132). In einem ähnlichen Kontext lässt sich die Rezeption von List durch Ziya Gökalp und Ethem Nejat im späten Osmanischen Reich verorten. *Goddanti Omkarnath* skizziert das indische ökonomische Denken seit dem Arthashastra ebenfalls mit dem Fluchtpunkt des Ökonomischen Nationalismus, um mit Bezug auf die Gegenwart freilich auf das Problem zu verweisen, „Indiens massiven Problembereich der Kleinproduktion in eine makroökonomische Analyse zu

integrieren“ (225). Auch *Mario Cimoli & Gabriel Pocile* führen ihre Reflektion des lateinamerikanischen Strukturalismus zu dem Schluss, dass eine aktive Umverteilungs- und Innovationspolitik unverzichtbar ist, um ein „Aufholen“ zu ermöglichen, ergänzt durch Perspektiven, die mit Joseph Schumpeters Konzepten der Innovation und kreativen Zerstörung verknüpft sind (237). Aus afrikanischer Perspektive fügt *Issa G. Shivji* solchen Überlegungen die Forderung nach einer Wendung von den Parteien und Avantgarden zu den „Massen“ und zur Basisdemokratie hinzu (253) und erneuert zugleich zusammen mit einer Abkehr vom Neoliberalismus die Perspektive einer Abwendung vom „Imperialismus“ (254). Eine Reihe von Beiträgen erinnern an verschüttete und vergessene Ansätze für stärkere Autonomie gegenüber imperialer Hegemonie, so *Yash Tandon* mit Bezug auf die durch den Putsch Idi Amins abgebrochenen Ansätze in Uganda sowie in Tanzania unter Nyerere, *Carolyn N. Bilthoft* im Hinblick auf Ansätze für alternative Wirtschaftsstrategien im Völkerbund, die mit so prominenten Namen der späteren Entwicklungsökonomie wie Bertil Ohlin, Michail Manoilescu und Ragnar Nurkse verbunden waren, sowie *Jean-Christophe Graz* zur Havanna-Charta (1947/48) und die Verhandlungen um eine *International Trade Organisation*, die schließlich am Widerstand der USA gegen die vorgesehene Möglichkeit protektionistischer Maßnahmen scheiterten, als „die anfängliche Unterstützung der Vereinigten Staaten für eine Versöhnung zwischen einer liberalen Wirtschaftsordnung und dem Streben der aufstrebenden südlichen Mächte zunichte wurde“ (285). In eine ähnliche Richtung weist das „System der politischen Ökonomie“ der *UN Conference on Trade and Development* (UNCTAD), die *Ricardo Bielschowsky & Antonio Carlos Macedo e Silva* untersuchen.

Diese Rückblicke werden gewissermaßen fortgesetzt mit einer Reihe von Beiträgen zu theoretischen Ansätzen, die in der einen oder anderen Weise auf „Entwicklung“ Bezug nehmen: zu „marxistischer Theorie“, *evolutionary economics*, klassischer Entwicklungstheorie, Regulationstheorie, zur Dependenz-Schule, zu feministischen Konzepten sowie zu den Überlegungen von Christopher Freeman, Albert O. Hirschman und Michal Kalecki, die gleichsam als heterodoxe Klassiker gelten dürfen.

Ein letzter Teil behandelt zentrale Fragen von „Entwicklung“ im hier verhandelten Sinn: *Sam Moyo, Praveen Jha & Paris Yeros* präsentieren eine „Perspektive aus dem Süden“ (487) zu einem klassischen Thema, dem Zusammenhang zwischen ökonomischer Transformation und Agrarfrage sowie einem „bäuerlichen Weg zur Entwicklung“ (498). Als wichtiges Beispiel dafür führen sie Zimbabwe an, wo die „radikale Landreform“ die Machtbalance verändert und die Souveränität gestärkt habe (498). Generell erscheint den Autoren in Zeiten der „Endkrise des Monopolkapitalismus“ eine „Rückkehr aufs Land“ nicht unrealistisch (499). Im Übrigen werden dem „bäuerlichen Weg“ alle guten Dinge auf dem Weg eines „historischen Fortschritts auf einer autonomen, demokratischen, gerechten und nachhaltigen Basis“ zugeschrieben, die man sich wünschen kann (501). Aus ganz anderer Richtung betont *Jan A. Kregel* die Forderung nach Souveränität, die für den von ihm skizzierten nachfrageorientierten Ansatz – auch im Einklang Bestrebungen für einen *new developmentalism* – zur Kontrolle der Kapitalströme unverzichtbar ist. Wesentlich

weniger zuversichtlich klingen die Überlegungen zur Frage der Souveränität, die *C.P. Chandrasekhar* im Kontext der Entwicklungsplanung anstellt. Wie der Rückblick auf derartige Ansätze zeigt, geht es entscheidend um die Kontrolle von Variablen, nicht zuletzt von Konsumententscheidungen. Dies erläutert der Autor vor allem anhand der indischen Erfahrung.

In einem längeren Beitrag, der in manchem an Ulrich Menzels und Dieter Senghaas' entwicklungshistorische Arbeiten aus den 1980er Jahren erinnert, zeichnet *Lars Mjøset* die „nordische Route zur Entwicklung“ nach. Er betont dabei die kontingenten Momente, vor allem die internationale Konstellation nach dem Zweiten Weltkrieg einschließlich des Bretton-Woods-Systems, die diese Erfolgsgeschichten ermöglicht haben. Eine seiner Schlussfolgerungen besagt, dass die Informations- und Kommunikationstechnologie zwar „das Aufholen leichter“ mache (565), dass jedoch „kleine und periphere Länder heute in Schwierigkeiten geraten können, weil sich ihre Optionen mit dem Aufholprozess der großen aufstrebenden Volkswirtschaften verschlechtern“ (566); zudem stoße „der Prozess der ungleichen Entwicklung“ nun „erstmal in der Geschichte des Kapitalismus ... auf einige Grenzen, die durch die Erde als Ökosystem definiert sind“ (566). Ohne dass dies klar gesagt wird, ist damit die Notwendigkeit angesprochen, den methodologischen Nationalismus hinter sich zu lassen, der gerade die hier versammelten „Alternativen“ durchzieht. Eine ähnliche Perspektive lässt sich dem Beitrag von *Fiona Tregenna* über De-Industrialisierung und vorzeitige De-Industrialisierung entnehmen, weil es auch hier um kontingente Opportunitätsfenster geht, die letztlich allein über den Weltmarkt zu definieren sind.

Solche Einsichten fehlen wiederum in *Mehdi Shafaeddins* Überlegungen zur Wettbewerbsfähigkeit, die an Schumpeter anknüpfen und deren Bezugsgrößen einerseits Firmen (einschließlich transnationale Konzerne) und andererseits Staaten sind. Ganz ähnlich verfahren auf dieser Ebene *Bengt-Åke Lundvall* im Hinblick auf Innovationssysteme oder *John A. Matthews*, der aufgrund seiner Analyse der Industrialisierung von „Nachzüglern“, insbesondere Chinas allerdings fordert, die „Entwicklungsökonomie und -strategie“ müsse aus der Randständigkeit heraus und zum „Kern“ der Sozialwissenschaften werden, weil „die Entwicklungsökonomien den ‘allgemeinen Fall’ für die Wirtschaftswissenschaft darstellen“ (633) – erneut eindeutig im jeweils gegebenen nationalstaatlichen Rahmen. Ähnlich sehen es auch *Elizabeth Thurbon & Linda Weiss*, die aus der Analyse ostasiatischer „Entwicklungsstaaten“ ähnlich wie auch Matthews Rezepte für weitere Aspiranten ableiten möchten. Auch *Edward B. Barbier & Jacob P. Hochard* reflektieren die Probleme von Entwicklung, Ökologie und Umwelt ausschließlich in nationalstaatlichen Zusammenhängen, etwa im Hinblick auf Umwelteffekte von Armut oder die Verteilung von Arbeitskräften zwischen städtischen Sphären und der Urbarmachung neuer Flächen. Ebenso projiziert *Ajit Singh* Globalisierung in erster Linie auf den Nationalstaat und seine Wettbewerbsfähigkeit. Ähnliches gilt für den rechtlichen Rahmen, den *Jürgen G. Backhaus* – ausgehend von dem Begründer des Utilitarismus Jeremy Bentham und dem Kommentator des 1900 in Deutschland in Kraft getretenen Bürgerlichen Gesetzbuches, Julius von Gierke – diskutiert. Wie *Leonardo Burlamaquis* Beitrag zum Spannungsfeld zwischen intellektuellem Eigentum und öffentlichem Interesse

zeigt, stößt Regierungshandeln, das hier als notwendig angesehen wird, jedoch an Grenzen, da es um nationalstaatlich nicht einzuhegende Problemstellungen geht.

Wohl unvermeidlich etwas disparat steht am Ende der Reihe von Entwicklungsfragen *Georgi Derlugians* Versuch über die Hintergründe des Jihadismus im Nordkaukasus, der den Bogen von der nur unvollständigen Unterwerfung durch den Zarismus über die Industrialisierung unter sowjetischen Vorzeichen sowie den Zerfall der Industrie bis in die Gegenwart spannt. Wie so vielen kann auch diesem Beitrag hier keine Gerechtigkeit getan werden.

Im Epilog beschwören *Erik S. Reinert, Sylvi Edresen, Ioan Ianos & Andrea Saltelli* mögliche Dystopien und Utopien vor dem ideengeschichtlichen Hintergrund der in diesem Sammelband ausgebreiteten Zugänge. Das Plädoyer wird nicht überraschen: Warnung vor der Priorität des Finanzkapitalismus gegenüber der Produktion sowie der „checks and balances“ nicht so sehr im verfassungsmäßigen institutionellen Aufbau der Staaten als in dem, was anderwärts als institutionalisierter Klassenkampf bezeichnet wurde; Warnung vor dem Teufelskreis aus „De-Industrialisierung und Armut“, der mit dem nach dem Zweiten Weltkrieg kurzfristig für den besiegte Deutschland konzipierten Morgenthau-Plan assoziiert war und dem der *circulus virtuosus* des Marshall-Plans entgegengesetzt wird. Dieser wird ausdrücklich ausgezeichnet als abhängig von Grenzsetzung und Einschränkung von Migration. Gegen eine ganze Batterie von Dystopien, die vom Verlust der Diversität über technologischen Rückschritt bis hin zu Neo-Feudalismus und Ökonomie als „schlechte Wissenschaft“ reichen, machen die Autor*innen einmal mehr die Perspektive einer bis in die Renaissance zurückzuverfolgenden „Erfahrungswissenschaft“ (dt. i.O., 779) stark, die aus ihrer Sicht auch mit der krassen Abwertung des Beitrags von John Maynard Keynes in den letzten Jahren verloren gegangen ist. Dies geht einher mit der Forderung nach dem Rückgriff auf „zwei entscheidende Merkmale der Aufklärung: der Fähigkeit, Klassifikationssysteme zu schaffen, wie dies Linné getan hat, und die Grenzen zu verstehen, die der privaten Gier gesetzt werden müssen“ (780). Angesichts der insgesamt realistisch skizzierten aktuellen Krisen und Bedrohungen möchte man dem fast zustimmen, wenn nicht im Hintergrund sogleich die Ambivalenz und Dialektik der Aufklärung und sicher der Klassifikationssysteme auftauchte, für die gerade Carl von Linné steht.

Insgesamt bleibt die „alternative“ Perspektive in diesem durchaus instruktiven und mit großem Gewinn zu lesenden Band letztlich weit vor zwei entscheidenden Schritten stehen: vor der Überwindung des fast durchgängigen methodologischen Nationalismus – der unbestreitbar auch in die Realität und nicht zuletzt in die Daten eingeschrieben ist, mit denen wir es zu tun haben – und wohl untrennbar davon vor der Verabschiedung eines Redens von „Entwicklung“, das ein Ziel immer schon zu kennen glaubt, sich letztlich aber als problematische Chimäre erweist.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v38i2.18>